

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 87 (1961)

Heft: 43

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Werner Wollenberger

Der Rorschacher Trichter

222

Die Aktion:

Mit einem Koffer nach Berlin

Es gehört zu den Aufgaben eines Journalisten, gute Ideen zu haben. Es gehört weiter zu seinen Aufgaben, ein Ohr für die guten Ideen anderer zu haben. In dieser Beziehung darf er sich keinen geistigen Hochmut, keine Ueberheblichkeit, keine selbstgefällige Eitelkeit und kein falsches Prestige-Bedürfnis leisten. Er muß die Ideen feiern, wie sie anderen einfallen. Oder deutlicher: es darf ihn nicht ärgern, daß ein Einfall nicht von ihm selber stammt. Mitunter muß es ihm genügen, wenn er sich zum Sprachrohr eines gerade Einfallsreicherem machen darf.

In solchem Falle befindet ich mich heute, denn vor mir liegt ein Brief, dessen Umschlag den Stempel eines Postamtes in Westberlin zeigt. Die Absenderin indessen ist eine Schweizerin aus St. Gallen. Sie heißt Vreni B. und ihr Schreiben beginnt so: «Lieber Herr Wollenberger, wie Sie wahrscheinlich selber wissen, üben Sie mit Ihren Trichtern auf das Nebelspalterlesende Schweizervolk einen ziemlich großen Einfluß aus.»

Rascher Einwurf: so etwas freut einen natürlich. Auch wenn es fast gar nicht stimmt. Aber schon die Vermutung, man schreibe doch nicht so ganz ins Blaue hinein, wirkt erhebend. Selbst wenn die Vermutung nicht von einem selber stammt. Und selbst wenn dieser Vermutung der dämpfende Nachsatz folgt:

«Diese Gelegenheit nützen Sie oft gut und manchmal weniger gut aus.»

Zum Glück bin ich ein Optimist und messe dem wenigen Angenehmen, das ich sporadisch zeige, größeres Gewicht bei als dem üblichen Rest. Der Vorwurf, ich nütze meine Chancen mitunter schlecht, trifft mich deshalb nicht besonders hart. Doch zur Sache.

Zur guten Sache, wie ich vorausbemerken möchte.

Hören Sie zu:

«Um gleich mit meinem Vorschlag ins Haus zu fallen: Könnten Sie nicht die Schweizer dazu anregen, ihre (eventuellen) Herbstferien in Berlin zu verbringen?»

Hier werfe ich ein paar rhetorische Fragen ein. Weshalb soll ich harmlose Schweizer nach Berlin lotsen? Weshalb soll ich sie davon abhalten, nach Palma de Mallorca zu fliegen? Weshalb soll ich sie bestimmen, auf ihre Kreuzfahrt im Mittelmeer zu verzichten? Und weshalb soll ich – die im Nebelspalter inserierende – einheimische Hotellerie, die es in der Zwischensaison ohnehin nicht leicht hat, verärgern?

Fräulein Vreni gibt die Antwort: «Die Berliner im Osten und Westen zeigen immer wieder ihre große Freude über unseren Besuch, unsere Kinder-vom-Land-Erzählungen (viele wissen schon gar nicht mehr, was das ist), unser Schweizerdeutsch, kurz: einfach darüber, daß wir trotzdem gekommen sind. Sie haben langsam genug von den sicher gutgemeinten Bewunderungs- und Freundschaftstelegrammen, den Berichten über die «tapferen Berliner», die sich «nicht unterkriegen lassen» und den Stacheldrahtreportern. Sie möchten, daß wir kommen wie früher, als es noch keine Mauer gab, im Saßnitzenexpress (der heute beinahe leer ist), unsere Angst zuhause lassen (denn davon gibt es in dieser Stadt genug) und ganz einfach hier sind.»

Noch einmal mache ich mich hier zum Advokaten des Teufels. Ich frage: ändert sich etwas, wenn wir nach Berlin reisen? Hilft unsere Anwesenheit? Wozu Gesinnungsdemonstrationen, die doch keinen praktischen Wert haben?

Fräulein Vreni hat auch daran gedacht:

«Durch unseren Besuch verschwinden die schrecklichen Betonmau-

ern, der Stacheldrahtzaun und die Vopos nicht. Die Leute werden auch weiterhin zu beiden Seiten der Schandmauer stehen, winkend und rufend auf der einen, stumm auf der anderen Seite.»

Also ...?

Also:

«Doch wenn sie sehen, daß auch wir uns nicht einschüchtern lassen und daß auch wir zu ihnen stehen, so wird ihnen bei diesem grotesken Insulanerleben vielleicht ein ganz klein wenig wohler zumute sein. Und das lohnt sich doch sicher, oder?»

Schließlich noch dieser Satz: «Könnten Sie Ihren Lesern diesen Vorschlag machen? Ich wäre Ihnen so dankbar dafür, für alle meine Freunde hier und die vielen Unbekannten in beiden Sektoren, die warten, bis die Mauern abgerissen werden und ihre liebe Stadt endlich Ruhe hat.»

Ich könnte!

Ich könnte meinen Lesern den Vorschlag machen, ihre herbstlichen Koffer zu packen und an die Spree zu reisen. Und ich mache diesen Vorschlag auch. Gleich nachher. Zuvor muß ich aber fairerweise noch etwas bemerken: über die Berlin-Frage haben Fräulein Vreni und ich vermutlich etwas verschiedene Ansichten. Ihre Hoffnung, daß in Berlin einmal die Mauern fallen und die liebe Stadt wieder Ruhe haben werde, teile ich nicht. Nennen Sie mich einen Defaitisten, einen westlichen Waschlappen oder was immer Sie wollen, aber meiner Meinung nach ist das Schicksal Berlins besiegt. Früher oder später wird es «Freie Stadt» werden. Der Westen riskiert keinen Atom-Krieg für Berlin. Er zieht die definitive Zweiteilung Deutschlands dem Weltuntergang vor. Mister Clay hat das, gar nicht so unverblümmt, neulich auf einer Party ausgesprochen.

Washington hat zwar ein bißchen protestiert, aber Leute, die Zeitungen lesen können, haben gemerkt, daß Clay da nur einen ferngelenkten Versuchsballon steigen ließ. Kennedy hat den plaudernden Diplomaten weder gerügt noch abrufen. Und das dürfte heißen: Clay

hat gar nicht so leichthin geplaudert. Clay hat Deutschland und die Welt darauf aufmerksam gemacht, daß man nicht gewillt ist, für Berlin so zu sterben, wie man für Danzig starb.

Das ist eine unangenehme Tatsache, aber es ist eine.

Herbstferien in Berlin werden nichts daran ändern.

Warum ich trotzdem auf den Vorschlag der Berlin-Schweizerin eingehé?

Bevor ich Ihnen diese Frage beantworte, bitte ich vorsichtshalber um Entschuldigung. Ich bin mitunter jähren Gemütes und es möchte durchaus sein, daß ich in den nächsten paar Sätzen etwas temperamentvoll werde.

Also:

Der Vorschlag gefällt mir nicht, weil er von Gutem für die Berliner sein könnte, sondern weil ein Unternehmen «Ferien in Berlin» überaus heilsam für die Schweizer sein könnte. Berlin befindet sich in einer Insel-Situation, die nicht freiwillig in eine geistige Isolation begeben, die allmählich verstimmend wird. Zugegeben: man interpretiert hierzulande den Begriff der absoluten Neutralität ziemlich weitherzig. Man glaubt an den Westen und haßt den Osten.

Aber: unser Bekenntnis zum Westen erschöpft sich in Worten, Worten, Worten, Worten ...

Gut, auch Worte müssen sein. Es kann nichts schaden, wenn Lorenz Stucki und Salvador de Maderia immer und immer wieder auf die rote Gefahr aufmerksam machen. Es kann nichts schaden, wenn Peter Sager seine Ost-Bibliothek komplettiert. Es kann nichts schaden, wenn Bundesräte in ihren von Amtes wegen vorsichtigen Wendungen warnen. Es kann nichts schaden, wenn Parteien Demonstrationen für Berlin veranstalten. Es kann nichts schaden, wenn sich jedermann in der Verurteilung der östlichen Gewaltmethoden, der gottlosen Kriegsdrohungen, der unverantwortlichen Atomversuche, der verbrecherischen Erpressermentalität einig ist.

Aber: genügt das?

Reichen ein paar Worte, reichen selbst sehr viele Worte, reichen Springfluten von Lippenbekennissen und gelegentliche freiwillige Spenden für die Opfer des Kommunismus aus? Darf sich unser Beitrag an die Freiheit der westlichen Welt in deklamatorischen Bekenntnissen, in scharfen Artikeln und in Verwünschungen erschöpfen?

Ich frage: was tun wir wirklich dazu, daß diese westliche Welt bleibt?

Verzichten wir auf den Handel mit dem Osten? Es wäre ein kleiner Verzicht, denn der prozentuale Anteil des Osthandels an unserer gesamten Handelsbilanz ist verschwindend klein. Aber es wäre immerhin ein realer Verzicht und nicht nur ein rhetorischer.

Treten wir der EWG bei? Schließen wir uns einem starken Widerstands-

DER SCHOKOLADEN-KNIGGE

Tobler Noisetta

für Dich und mich!

Dein Herz wählt Chocolat Tobler

Block gegen den Osten an? Geben wir dafür einen Teil unseres hohen Standards auf? Verzichten wir auf Zolleinnahmen und traditionelle Souveränitäts-Rechte?

Damit wir uns gut verstehen: ich plädiere nicht für den Eintritt in die EWG. Ich bin kein Masochist, ich weiß, daß eine Senkung unseres Standards auch mich trifft. Ich bin kein Krieger, ich halte die Form der Neutralität für die einzige menschenwürdige Lebensform. Und ich bin ein Individualist. Mir graut vor jeglicher Gleichmacherei, also auch vor der wirtschaftlichen Uniformierung der EWG. Ich möchte nicht mitpinseln müssen, wenn es darum geht, Europa grau anzumalen.

Doch diese Ueberzeugungen hindern mich nicht an der Ueberzeugung, daß wir noch nicht genug für die Freiheit der Welt leisten.

Bestimmt: wir können wenig genug dazu tun, aber dieses Wenige sollten wir tun.

Und zwar sollten wir es durch Taten tun.

Ich will nicht die Möglichkeiten zu solchen Taten aufzählen. Ich will nur sagen, daß das Mädchen aus St. Gallen, das sich zurzeit in Berlin befindet, eine solche, auch uns mögliche Tat, antötet.

Wer Berlin und die Berliner kennt, weiß nur zu gut, wie isoliert und wie ausgeliefert und aufgegeben sich diese Stadt und ihre Bewohner vorkommen. Von allen Deutschen, die ich kenne, haben die Berliner am wenigsten Talent zum Heldenamt. Die Märtyrrolle liegt ihnen nicht. Ein scharfer Verstand und ein sprungbereiter Witz hindern sie vor der Ueberschätzung ihrer eigenen Wichtigkeit und bewahren sie vor larmoyanten Selbstmitleid. Aber die jahrelange Isolation fällt ihnen doch ganz allmählich auf den Wecker (berlinerisch für: Nerven). Wer einmal für längere Zeit in Berlin war, kann es begreifen. Es gibt dort Zwanzigjährige, die eine Kuh nur vom Bildschirm (oder vom Zoo) kennen. Es gibt Kinder, die nicht wissen, wie ein Tannzapfen aussieht. Es gibt Erwachsene, die noch nie einen Berg gesehen haben. Viele Berliner befinden sich in der Lage von Blinden, denen man tausend Erscheinungen der Umwelt erklärt, ohne daß sie deshalb schließlich aber wissen, wie das alles aussieht.

Zuderäußerlichen Isolierung kommt die innere, kommt die Einpferchung in ein geistiges Ghetto.

Da ich dieses Wort hinschreibe, wird mir eine grausige Ironie der Weltgeschichte klar: alles, was ein gewisser Reichskanzler in tausend Jahren für alle Zeiten liquidieren wollte, hat er für sein eigenes Volk auf grausame Art für lange Zeit etabliert. Er wollte einem «Volk ohne Raum» endlose Räume erschließen und er hat nur erreicht, daß dieses Volk in separaten Räumen, aber auf gleichem Raum zusammengepreßt wird. Er wollte die Ghettos der Welt zerstören und er hat erreicht, daß die Reichshaupt-

stadt zum Ghetto wird. Er wollte die Juden vernichten und er hat ihnen, zum erstenmal in ihrer langen Geschichte, zum eigenen Staate verholfen.

Natürlich sind das unpassende Bemerkungen und ich möchte nicht, daß man sie in einem Schuld- und Sühne-Sinne auffaßte. Wir können uns Schuld-Diskussionen ganz einfach nicht mehr leisten. Die Zeit ist stärker als ein mögliches Gerechtigkeitsgefühl. Wir müssen Tatsachen akzeptieren. Und eine dieser Tatsachen lautet: was in Berlin und mit Berlin geschieht, ist unannehmbar, egal weshalb es geschieht. Ob es Strafe, Konsequenz oder Zufall sei – es ist nicht in Ordnung. Nicht mehr in Ordnung.

Also: der Vorschlag, Berlin zu besuchen, macht Sinn, weil er den Berlinern Hoffnung machen kann. Es wäre schon deshalb wünschenswert, daß er auf fruchtbaren Boden falle.

Doch es kommt das Wichtigere dazu: der Vorschlag ist gut, weil es für uns gut wäre, einmal das Gruseln dort kennenzulernen, wo es direkt, unvermittelt, nackt und nicht nur über moderne Kommunikationsmittel von Presse, Radio und Bildschirm spürbar ist. In Berlin können wir das Grauen vor dem Osten aus erster Hand bekommen. Es wäre ein heilsames Grauen für viele von uns.

Ich war ein paarmal dort und ich sage Ihnen: die eklige Uniform des schmuddligen Volkspolizisten am Brandenburger Tor jagt Ihnen eine antikommunistische Gänsehaut über Rücken, die sich nicht mehr so rasch verliert. Ein Gang durch die hohen, verlogenen Zuckerbäcker-Fasaden der Stalin-Allee verursacht Ihnen eine Uebelkeit vor den äußerlichen Aeußerungen des östlichen Systemes, die noch nach Jahren nicht abnimmt. Die mürrischen Gesichter der Leute, die sich verdrossen in einen stinklangweiligen ideologischen Defa-Film drücken, vergessen Sie nicht so rasch. Und die Kleider der Frauen alleine genügen schon, um Ihnen für alle Zeiten klarzumachen, daß diese Form des Lebens für uns unannehmbar ist, daß uns diese Existenz nicht zuzumuten ist.

Gehen Sie nach Berlin und sei es nur, um Ihren Antikommunismus zu fundieren!

Und noch etwas: unserem rhetori-

schen Antikommunismus fehlt eine ganz entscheidende Komponente. Es fehlt ihm das Bewußtsein der unmittelbaren Bedrohung. Wir haben den Kommunismus und wir fürchten seine möglichen Gewalttätigkeiten, aber die Bedrohung, der wir durch ihn ausgesetzt sind, ist uns nicht klar. 1933 wußten wir: in Lörach lauert der Feind, über der Brücke von Rheinfelden wohnt der Teufel, jenseits von St. Margarethen harrt die Hölle. Wir waren uns der fürchterlichen Präsenz des Verderbens bewußt.

Heute ist das anders. Rußland ist weit weg.

Haben Sie sich schon überlegt, wie weit es weg ist?

Ich sage Ihnen: bevor Sie in Zürich mit dem Dreizehner-Tram vom Paradeplatz bis nach Höngg gekommen sind, bevor Sie von Rorschach nach Goldach gefahren sind, bevor Sie vom Bundeshaus im Mittagsverkehr beim Café Schweizerbund sind und bevor Sie von Lausanne nach Ouchy gelangen, sind die russischen Düsenbomber vom Thüringer Wald an unserer Grenze! Stellen Sie an einem Montagabend die Nachrichten von 19.30 Uhr ein und hören Sie noch einen Teil vom «Echo der Zeit». Wenn mit dem Beginn der Nachrichten die Düse in Thüringen startet, werden Sie kaum mehr etwas vom Wunschkonzert mitbekommen.

So weit ist Rußland entfernt. In Berlin können Sie lernen, wie nah der Osten ist. Die Mauer wird es Ihnen zeigen. Der Stacheldraht. Der Volkspolizist. Der russische Jeep. Die rote Fahne auf dem Tor. Der Tank. Das Gesicht des Arbeiters. Die Stimme Ulrichts. Sein allgemeinwältiges Spitzbart- und Spitzbuben-Portrait. Die leere Straße wird es Ihnen zeigen.

Packen Sie Ihre Koffer, benützen Sie Ihre Herbstferien für eine Lektion in fundiertem Antikommunismus!

Und verzeihen Sie, wenn ich jetzt ganz leise zynisch werde: ich glaube nicht, daß Ihnen ein Anfall von tätiger Reue und Antikommunismus genüge, um Ihre Reiseabsicht auch in der Tat umzusetzen. Deshalb möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Berlin auch noch aus anderen Gründen eine Reise wert ist.

Sind Sie an Architektur interessiert? Dann schauen Sie sich vielleicht doch einmal das neue Hanse-Viertel an. Le Corbusier hat daran gebaut, Gropius, andere große Architekten unserer Zeit haben dort geplant und verwirklicht, was sie in der reichen Schweiz niemals bauen durften.

Sagt Ihnen das Theater etwas? – In Berlin wird hervorragendes Theater gemacht! Am Kurfürstendamm, im Schillertheater etwa. Barlogh zeigt zurzeit eine Neufassung von Frischs «Graf Oederland», sie soll textlich und inszenierungsmäßig hinreichend sein. Und im östlichen Teil spielt die Weigel noch immer Brecht. Schauen Sie sich auch das an. Zwei-

tens ist es vielleicht das Beste, was heute an deutschem Theater gemacht wird und erstens merken Sie, daß Brecht in solcher Umgebung vielleicht gerade das Gegenteil seiner Bestrebungen erreicht: statt die Partei ideologisch zu unterstützen, unterstützt er den denkenden Menschen. Weil er ein Dichter war und weil extreme Regime die Dichter auf die Dauer selbst dann gefährlich werden, wenn sie sich scheinbar mit dem Regime identifiziert haben.

So stur wie die Diktatoren sind die Dichter nie. Mit der Zeit wird das deutlicher und deutlicher. Infiziert vom Dichtergeist haben sich bereits einige Mitglieder und enge Mitarbeiter der Brecht-Bühne nach dem Westen abgesetzt.

Lieben Sie die Oper? – Nach vier Jahren ist letzthin die «Deutsche Oper» fertiggeworden. Der scheidende Intendant Karl Ebert hat mit Fischer-Dieskau einen wundervollen «Don Giovanni» inszeniert, der neue Direktor, Gustav Rudolf Sellner zeigt eine etwas humorlose Oper des Neutöners Klebe «Alkmene» (nach Kleist «Amphytrion»), aber auch das kann man sich spaßhalber ansehen.

Haben Sie etwas für Cabaret übrig? – Schauen Sie sich die «Stachelschweine» an. Es ist großartiges Cabaret, was die Leute machen. Cabaret unter Druck. Guerillakrieg gegen den Kommunismus. Wenn Sie hinkommen, grüßen Sie mir Jo Herbst, den Leiter. Und natürlich auch den anderen Kopf des Büchnchens, Ulrich.

Amüsieren Sie sich gerne in Nachtlokalen? Berlin hat eine Masse. Angefangen vom feudalen «Jockey-Club» bis zum sehr populären «Reisi», in dem es Tisch-Telephone, Wasserglocken und tausend andere Scherze gibt.

Berlin ist eine verflixte Stadt: die Luft ist wie Champagner. Tatsächlich hat Berlin ein wunderbares Klima. Man sagt mir: eines der besten der Welt. Man spürt in dieser Stadt einfach keine Müdigkeit.

Man ist immer «auf Draht». Bleiben Sie wach in Berlin. Und nehmen Sie etwas von der Wachsamkeit dieser Stadt mit in die Schweiz zurück!

Und noch etwas: reden Sie mit möglichst vielen Berlinern! Anfänglich wird es Ihnen zu rasch gehen, aber allmählich werden Sie sich an das Tempo gewöhnen. Und dann werden Sie sehr viel Spaß haben! Gerade für Schweizer ist es angenehm, Menschen zu treffen, die spontan reagieren. In jeder Beziehung!



Dank FREMO-Saft sind nie in Nöten die Spengler, welche gerne löten.
Was FREMO heißt ist ein Gedicht, und zweitens schwankt der Kirchturm nicht.



In der ganzen Schweiz erhältlich
Afelsaft ist fabelhaft!
Bezugsquellen nachfrage an:
Freiamter Mosterei Muri/Aarg.

